

Wer denkt noch an Gottes Geist?

Das Schisma zwischen theologischer Wissenschaft und spirituellem Vollzug

In den vergangenen Monaten wurde heftig diskutiert, ob wir in einer Kirchen- oder Gotteskrise leben. Diese Frage geht jedoch an der Sache vorbei. Was zur Kirchenkrise geworden ist, gründet in der schwindenden Gottverbundenheit und in der Geistvergessenheit. Bemerkenswert dabei ist, welche Faszination gegenwärtig asiatische Meditations- und Schweigeangebote bis in christliche Kreise hinein ausüben.

Wer lehrt uns beten? Die Frage klingt auf den ersten Blick unverständlich. Gehen nicht immer noch Tausende sonntags in die Kirche, um zu beten? Doch was ist mit den über 80 Prozent, die zwar noch einer Kirche angehören, aber am Sonntag und auch sonst an der Kirche vorbeischaun und denen das Wort „Gebet“ ein Fremdwort ist, die also kein persönliches Gottesverhältnis haben?

Als ich im Jahr 1977 montags früh mit meinen Vorlesungen in Bonn begann, kamen bald Studenten und fragten, ob eine Vorlesung in Theologie nicht mit einem Gebet beginnen müsse. Ich fragte meinen Vorgänger *Heimo Dolch*, einen klugen Kollegen, ob ihm früher auch schon einmal eine solche Frage gestellt worden sei und wie er reagieren würde. Er erinnerte zunächst daran, dass auch *Karl Barth*, als er noch in Bonn lehrte, frühe Vorlesungen hatte und immer mit einem Gebet oder einem Choral begonnen habe. Dann aber gab er mir den Rat, auf den Wunsch der Studenten einzugehen, aber nicht selbst den Vorbeter zu machen, sondern den Raum für eine spontane Reaktion, ein Gebet oder einen meditativen Anstoss aus den Reihen der Studenten freizugeben. Das habe ich so gemacht, und mehrere Semester sind wir zu Beginn der Montagsvorlesung so verfahren.

Die Episode erinnert an zwei Dinge: Theologische Vorlesungen sind keine Gottesdienste; es wird *über* Gott, aber nicht *mit* Gott gesprochen, auch wenn ich selbst in meinen fundamentaltheologischen Reflexionen Theologie stets im Sinne von „Gott zur Sprache kommen lassen“ verstanden und interpretiert habe. Sodann ist es in der neuzeitlichen Theologie zweifellos zu einem Bruch zwischen Wissenschaft und praktizierter Spiritualität gekommen.

Eine indische Suche nach dem Unsagbaren

Beides – das Defizit der wissenschaftlichen Theologie und der Bruch zwischen Theorie und Praxis – ist mir bei meinem jüngsten Besuch in Indien wieder recht deutlich geworden. Ich begegnete einem Kollegen, der wiederholt auch in Deutschland war, Professor *V.F. Vineeth* vom Päpstlichen Atheneum Dharmaram Vidya Kshetram in Bangalore. Er dozierte jahrzehntelang Philosophie. Doch im Alter von 61 Jahren war ihm

die „reine Lehre“ zu wenig; er gab sein Lehramt auf, zog sich zurück in eine Hügellandschaft rund 30 Kilometer außerhalb der Stadt und gründete dort den Vidyavanam Ashram, den „Garten der Weisheit“, den er bis heute leitet.

Er schreibt in einem Grundsatzartikel über seine Landsleute: „Christen neigen unter dem Einfluss des Westens dazu, auf Gott als ein Objekt des Geistes zu schauen, weniger als ein Subjekt, das in uns wirkt. Eine indische Suche nach dem Unsagbaren muss zugleich eine Suche sein, in der man die verschiedenen Bewusstseinsstufen durchstößt, bis wir die innerste Mitte betreten, wo der Heilige Geist oder der Geist Jesu Christi in uns verweilt als Subjekt all unseres Tuns“ (vgl. *Saju Chackalackal* [Hg.], *New Horizons of Indian Christian Living*. Bangalore 2009).

Sein Schüler *Saju Chackalackal* ergänzt im Blick auf die Ausbildung der Seminaristen: „Während das philosophische Training für eine Weltsicht sorgen muss, mit der man Glauben und Religion leben kann, muss die theologische Ausbildung die Mittel zur Verfügung stellen, die zur Vertiefung der eigenen Glaubenserfahrung mit Hilfe der intellektuellen Mittel führen, die man hat.(...) P. Vineeth wünschte, dass eine personalisierte Anleitung Teil des Seminarprogramms würde, so dass eine persönliche Transformation nach dem Beispiel Jesu Christi erreicht würde. Er war davon überzeugt, dass der, der seine Studien beendet, in die Welt als ‚anderer Christus‘ hinausgehen würde.“

Anders gesagt: Es reicht nicht aus, über Gott, über die Dreifaltigkeit, über persönliche und unpersönliche Gottesvorstellungen zu spekulieren, wenn nicht am Ende damit Anleitungen zu einem persönlichen Gottesverhältnis verbunden sind. Ein solches Verhältnis nennt man traditionell Beten.

Gewiss hat es in den letzten Jahrzehnten auch bei uns in Philosophie und Theologie Autoren gegeben, die den Bezug der Lehre zur inneren Erfahrung thematisiert haben. Zu erwähnen sind der Philosoph *Richard Schaeffler* mit seinem Buch „Kleine Sprachlehre des Gebetes“ (Einsiedeln 1988) und seinem großen Werk „Erfahrung als Dialog mit der Wirklichkeit. Eine Untersuchung zur Logik der Erfahrung“ (Freiburg 1995) und der Freiburger Religionsphilosoph *Bernhard Casper* mit seinem Werk „Das Ereignis des Betens. Grundlinien des reli-

giösen Geschehens“ (Freiburg 1998). Solche Werke sind geprägt von einer systematisch-reflektierenden Beschäftigung mit dem Vollzug von Transzendenz. Casper spricht ausdrücklich von der „Tragweite der Frage nach dem Gebet in einem transzendenzlos gewordenen Bewusstsein“. Schaeffler lotet die Möglichkeitsbedingungen von Erfahrung aus, die in nachkantianischer Zeit eher verschüttet waren.

Transzendenzlos gewordenes Bewusstsein

Hier zeigt sich dann das Dilemma: Es gibt eine Fülle so genannter „Erbauungsliteratur“, die den durchschnittlichen Zeitgenossen trotzdem unzugänglich bleibt, weil sie mit einem „transzendenzlos gewordenen Bewusstsein“ leben und nicht wissen, wie sie dieses überwinden können; die Literatur ist praktisch zu zeitlos geschrieben. Umgekehrt werden Werke wie die genannten in den Mainstream-Vollzug der Theologie viel zu wenig integriert. Zudem bleiben sie am Ende eher eine theoretische „Gebetslehre“, die sich nicht in einer praktischen „Gebetsschule“ entfaltet. Solchen Ansätzen ergeht es, wie es lange den ignatianischen Exerzitien ergangen ist: Auch diese hatten sich immer mehr in Vortragsveranstaltungen verwandelt und dabei den Charakter wirklicher „Übungen“ verloren. Exerzitien wurden nicht mehr, wie wir im Deutschen sagen, „gemacht“, sondern, wie es im Englischen hieß, „gepredigt“. So ist aber das Schisma zwischen Wissenschaft und spirituellem Vollzug nicht zu überwinden.

Man möchte meinen, dass religiös geprägte Menschen es nicht nötig haben, das Beten zu lernen. Muss es aber nicht nachdenklich stimmen, dass schon die Jünger Jesu im Umgang mit

Der Jesuit **Hans Waldenfels** (geb. 1931), Lic. phil., Dr. theol. (Rom), Dr. theol. habil. (Würzburg), ist emeritierter Professor für Fundamentaltheologie, Theologie der Religionen und Religionsphilosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn. Er veröffentlichte unter anderem: *Kontextuelle Fundamentaltheologie*, 4. Aufl., Paderborn 2005; *Theologische Versuche I-III*, Bonn 1990–2004; *Löscht den Geist nicht aus!*, Paderborn 2008.

ihrem Meister den Punkt erreichten, wo sie Jesus aufforderten: „Herr, lehre uns beten“ (Lk 11,1)?

Sicherlich kannten die Jünger Jesu aus dem Besuch der Synagoge die Rezitation von Psalmen und anderen Gebetstexten, also das mündliche, werthafte Beten. Dennoch muss ihnen aufgegangen sein, dass das abendliche, nächtliche oder morgendliche Gebet, zu dem sich ihr Meister zurückzog, etwas anderes war als das formelhafte Gebet der Ge-

meinde. Nicht umsonst äußerten sie die Bitte, „als er an einem Ort im Gebet verweilt und es eben vollendet hatte“. Was da wirklich geschah, wird aber nicht berichtet. Nur die beiden Szenen im Ölgarten und am Kreuz erlauben einen kleinen Einblick.

Jesus beantwortet die Bitte der Jünger damit, dass er sie das Gebet lehrt, das bis heute als gemeinsame Gebetsformel die Christenheit verbindet: das Vaterunser. Dennoch darf man nicht übersehen, dass diese Gebetsweise das wirkliche Beten Jesu eher verdeckt als offenbart. Müssten sich nicht viele Menschen heute sagen lassen, was wir in der Bergpredigt lesen: „Plappert nicht, wenn ihr betet, wie die Heiden; die meinen ja erhört zu werden, wenn sie viele Worte machen. Tut es ihnen nicht nach! Du gehe, wenn du betest, in dein Kämmerlein, schließe die Tür und bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist!“ (Mt 6,7.6) Inzwischen werden Anstöße aus Asien zum Anlass, auch genauer in die Gebetsschule Jesu hineinzuhören. Denn er spricht vom Beten ja nicht nur, wo ausdrücklich das Wort „Gebet“ fällt.

Gott bleibt die innerste Essenz der Schöpfung

Gebet hat es mit dem menschlichen Verhalten Gott gegenüber zu tun. Die jüdisch-christliche Grundlehre lautet: Gott ist der Schöpfer des Alls, das Geschöpf ist nicht Gott. Die Betonung des radikalen Andersseins Gottes hat im durchschnittlichen Bewusstsein derer, die diese Tatsache anerkennen, dahin geführt, dass Gott der Ferne und Unzugängliche ist. Anders gesagt: Er ist transzendent, jenseits der geschaffenen Wirklichkeit, letztlich unzugänglich und unbegreiflich, jenseits aller menschlichen Grenzen. Dass Gott zugleich die innerste Essenz der Schöpfung bleibt, weil er als Schöpfer seine Schöpfung im Dasein erhält und trägt und ihr so bei aller Transzendenz immanent bleibt, ist im menschlichen Denken vielfach eher Theorie als lebensgestaltende Macht.

Im Leben Jesu gibt es jedoch zwei Szenen, in denen das Licht „blitzartig“ die menschliche Blindheit durchbricht und offenbart, dass Gott in diese Welt hineinwirkt: die Taufe Jesu am Jordan, bei der der Geist wie eine Taube vom Himmel herabkommt und Gott sich zu Jesus als seinem geliebten Sohn bekennt (Joh 1,12–14; auch Mk 1,9–13par), und die Verklärung Jesu auf dem Berg Tabor, wo den anwesenden Jüngern ein unverhoffter Durchblick geschenkt wird (Mk 9,2–12par). Noch Jahre später wirkt diese Erinnerung nach: „Wir sind ja nicht künstlich ersonnenen Gedankenträumen gefolgt, da wir euch von der Kraft unseres Herrn Jesus Christus in seiner Erscheinung berichteten, vielmehr taten wir es als Augenzeugen seiner Herrlichkeit; denn von Gott dem Vater empfing er Ehre und Verherrlichung, da vom erhabenen Himmelsglanz die Stimme über ihm erscholl: ‚Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.‘ Wir hörten diesen Ruf vom Himmel ergehen, da wir auf dem heiligen Berge bei ihm waren; und umso fester steht das Wort der Verkündigung, das wir besitzen, so dass ihr gut daran tut, es vor Augen zu haben wie eine Leuchte, die an dunklem Ort scheint, bis der Tag anbricht und das Morgenlicht aufgeht in euren Herzen“ (2 Petr 1,16–19).

Diese Erfahrungen hat Jesus selbst dort ausgeleuchtet, wo er vor allem angesichts seines Todes in zahlreichen *In*-Worten

sein Verhältnis zum göttlichen Vater und das seiner Nachfolger zu ihm und dem Vater beschreibt. Philippus möchte den Vater sehen und bekommt die Antwort: „Glaubst du nicht, dass ich *im* Vater bin und dass der Vater *in* mir ist? Die Worte, die ich euch sage, rede ich nicht von mir aus, vielmehr der Vater, der *in* mir wohnt, tut sein Werk. Glaub mir, dass ich *im* Vater bin und dass der Vater *in* mir ist!“

(Joh 14,10f.; vgl. 10,38) Diese Einheit erbittet Jesus auch für seine Jünger:

„Ich bitte, dass alle eins seien, wie du, Vater, *in* mir und ich *in* dir, dass auch sie *in* uns eins seien – damit die Welt zum Glauben kommt, dass du mich gesandt hast“ (Joh 17,20; auch 17,17,22f.).

Über den christlichen Raum hinaus, vor allem nach Asien hin, hat wohl kein Wort einen Widerhall gefunden wie das johanneische Jesus-Wort: „Ich und der Vater sind eins“ (Joh 10,30). Nur, wem sagt dieses Wort bei uns noch etwas? Es ist aber ein Schlüsselwort für das christliche Gottesverständnis.

Die johanneischen „In-Worte“ finden eine Fortsetzung in den paulinischen „In-Worten“. Vor allem im 8. Kapitel des Römerbriefes spricht Paulus ausführlich von Gottes und Jesu Geist in uns und vom Beten dieses Geistes in uns. In der Geistvergessenheit unserer Zeit täten die christlichen Kirchen gut daran, sich an die grundlegenden Einsichten der frühen Glaubenszeugen zu erinnern.

Zwei Bibel-Stellen dazu: „Ihr gründet euer Dasein nicht auf das Naturhafte, sondern auf den Geist, wenn wirklich der Geist Gottes *in* euch wohnt – wer aber nicht Christi Geist hat, gehört nicht zu Gott. Ist Christus *in* euch, so ist zwar das irdische Wesen um der Sünde willen tot, der Geist aber ist Leben für die Gerechtigkeit. Und wenn sein Geist *in* euch wohnt, der Jesus vom Tode auferweckte, so wird er, der Christus Jesus vom Tode auferweckte, durch seinen Geist, der *in* euch wohnt, auch euren sterblichen Leib zum Leben erwecken“ (Röm 8,9–11).

Die Geistvergessenheit unserer Zeit

„Wir wissen ja, bis zur Stunde liegt die gesamte Schöpfung in Seufzen und Wehen; und nicht nur sie, auch wir, die doch als erste bereits den Geist als Gabe besitzen, seufzen im Innern und müssen warten auf die vollkommene Kindschaft, die Erlösung unseres Leibes. Denn wir sind wohl durch die Hoffnung gerettet – eine Hoffnung aber, die man schon sieht, wäre keine Hoffnung; oder wie sollte man erhoffen, was man schon sieht? Hoffen wir aber auf etwas, was wir noch nicht sehen, so warten wir in Geduld. Ebenso nimmt sich auch der Geist unserer Schwachheit an. Denn um was wir in rechter Weise beten sollen, wissen wir nicht; da tritt aber er selbst, der Geist, für uns ein mit wortlosem Seufzen. Er jedoch, der die Herzen durchforscht, weiß, was unseres Geistes Anliegen ist, da er im Sinne Gottes für die Heiligen eintritt. Und wir

wissen, dass denen, die Gott lieben, alles zum Guten gereicht, weil sie im Voraus nach seinem Ratschluss berufen sind“ (Röm 8,22–28).

Der letzte Abschnitt mag vielen schwer verständlich erscheinen. Tatsächlich wissen viele Menschen nicht mehr, warum und wie sie beten sollen, ja überhaupt, was es heißt: „beten“.

Paulus führt uns aber zurück in die Mitte des Menschseins, dorthin, wo der Mensch ein schweigend-hörender ist und sich als empfan-

gendes Wesen versteht. Er nennt die Gläubigen frühkirchlich „die Heiligen“, also die, die vom Heiligen Geist berührt und geformt werden. Wo der Geist den Menschen leitet, muss der Mensch schweigen. Kann es sein, dass Menschen außerhalb des Christentums mehr davon verstehen als viele Christen?

Im Gegensatz zu dem, was die Mehrzahl der Menschen konventionell unter Beten versteht, stoßen wir im Römerbrief auf das, was zu oft mit Worten und anderen Geräuschen zudeckt wird: das Schweigen und die Wortlosigkeit. Das mangelnde Gefühl für den Hintergrund jesuanischen Betens dürfte mit ein Grund dafür sein, dass Beten für viele Menschen zu Leerformeln und damit „nichts“-sagend wird. Viele ziehen sich aus dem für sie geistlos gewordenen Wortgeklänge zeitlos gestalteter Gottesdienstveranstaltungen zurück. Umgekehrt üben asiatische Meditations- und Schweigeangebote bis in christliche Kreise eine ungeheure Faszination aus.

Auf ein anderes ist zu achten: Im Gegensatz zum durchschnittlichen Verständnis, wo der jeweilige Beter das Subjekt ist, sieht Paulus die Sache offensichtlich anders. Für ihn ist Gottes Geist, der „fremde Gott“, wie er gelegentlich auch genannt wird, das Subjekt; er tritt für den hilflos stummen Menschen ein. Doch wer denkt noch an Gottes Geist? Gewinnt nicht heute die Mahnung des Apostels neue Aktualität: „Löscht den Geist nicht aus!“ (1 Thes 5,19; vgl. *Hans Waldenfels*, *Löscht den Geist nicht aus!* Von der Geistvergessenheit in Kirche und Gesellschaft, Paderborn 2008)?

Vielleicht sollten wir uns nicht allein auf das der griechischen Philosophie entlehnte Geist-Verständnis stützen, sondern wieder zu den biblischen Anknüpfungen zurückkehren. Das Geistige ist nicht nur mit der Rationalität und Intellektualität des Menschen verbunden und damit in Gegensatz zur Materialität, menschlich zu seiner Körperlichkeit und Leiblichkeit zu sehen.

In den biblischen Sprachen gibt es andere Assoziationen. Hebräisch ist das feminine „Ruach“ Geist und Atem, griechisch das neutrale „Pneuma“ Wind, Atem und Geist, lateinisch das maskuline „Spiritus“ Hauch und Geist. In diesen Sprachen hat „Geist“ einen deutlichen Leibbezug, – wir können auch sagen: einen Bezug zur Materie. Über das Wort „Atem“ gibt es zudem den Bezug zum Sanskrit-Wort „Ätman“, – einem Grundbe-

griff hinduistischer Spiritualität. *Ātman* ist als Wort indo-germanischer Prägung verwandt mit dem deutschen Wort „Atem“. *Ātman* ist das Lebensprinzip von allem, der Lebensvollzug alles Lebendigen und zusammen mit „*Brahman*“ das Göttliche.

Eine Brücke baut hier das Nachtgespräch Jesu mit Nikodemus. Dort finden sich die doppelsinnigen Sätze: „Wahrlich, wahrlich ich sage dir, wenn jemand nicht aus Wasser und Geist (Pneuma) geboren wird, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen. Was aus dem Fleisch geboren ist, ist Fleisch, – was aus dem Geist geboren wird, ist Geist. Wundere dich nicht, dass ich dir sagte, ihr müsset von oben geboren werden. Der Wind (Pneuma) weht, wo er will, und du hörst seine Stimme – aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht. So ist es mit jedem der aus dem Geiste (Pneuma) geboren ist“ (Joh 3,4–6).

„Religion ist die Bananenschale, Spiritualität ist die Banane“

Geist ist hier das, woraus und worin wir leben, die Atmosphäre in ihrer Ganzheitlichkeit. Geist ist Licht und Luft. Als solches will Geist nicht zuerst bedacht, sondern gelebt sein. Eher unauffällig drängt sich diese Einsicht heute in das Bewusstsein vieler Menschen.

In der Gegenwart ist „Spiritualität“, in dem „Spiritus“, der Geist, auftritt, ein Wort, das nicht nur im interreligiösen Dialog Konjunktur hat. In einem Interview antwortet *Sri Sri Ravi Shankar*, ein populärer Hindu-Lehrer, auf die Frage „Warum gibt es denn heute überhaupt Streit zwischen Atheisten wie *Richard Dawkins* und den Evangelikalen in Amerika?“. „Die meisten Weltkonflikte entspringen der Religion, deshalb will ich einmal sagen, was der generelle Fehler intoleranter Glaubender ist. Es fehlt ihnen an Spiritualität. Ich bemühe gern eine einfache Metapher: Religion ist die Bananenschale, Spiritualität ist die Banane. Aber oft werfen wir die Banane weg statt der Schale. Dann besteht Religion nur noch aus Äußerlichkeiten, es fehlen universelle Werte und so gedeiht Fanatismus“ (Die Zeit, Nr. 25/2011).

„Religion“ ist hier die Außenseite, „Spiritualität“ der innere Kern. Menschen leben, solange sie ein- und ausatmen. Folglich beginnt für den indischen Lehrer Spiritualität mit der richtigen Atmung. Damit beginnen viele asiatische Wege. Auch die Lehrer christlicher Spiritualität kannten diesen Zugang. So rät *Ignatius von Loyola* in seinen konkreten Gebetsanleitungen ausdrücklich dazu, das Vaterunser im Rhythmus des Ein- und Ausatmens zu sprechen (vgl. Geistliche Übungen, nn. 258–260).

Hier bekommt die Frage „Wer lehrt uns beten?“ einen neuen Klang. Wer anleitet, richtig zu atmen, wird zu einem Lehrer des Betens. Die Gebetsschule führt zunächst dahin wahrzunehmen, woraus wir leben. Spiritualität macht einsichtig und auf-

merksam. Es ist an der Zeit, wieder mehr auf die Frucht als auf die Schale zu achten, christlich gesprochen: auf die innere Verbundenheit mit Gottes Geist als auf die institutionellen Stützen. Wo die Gemeinden, die Gläubigen, aber auch die Leiter der Gemeinden sich nicht vom Geiste Gottes leiten lassen, sterben sie ab und aus.

Die Frage, ob wir in einer Kirchen- oder Gotteskrise leben, geht an der Sache vorbei. Was zur Kirchenkrise geworden ist, gründet in der schwindenden Gottverbundenheit und in der Geistvergessenheit. Die Gebetskrise ist Ausdruck der Gotteskrise. Wo nicht mehr gebetet wird und Menschen den Bezug zur Stille, zu innerem Schweigen und damit zu ihrer Innerlichkeit verloren haben, ist es schwer, Gottes Wort zu hören. Wenn es aber einer Religion nicht mehr gelingt, den Menschen für Gottes Stimme zu öffnen, ist sie tot. Die Defizite im äußeren Erscheinungsbild der Kirche stammen letztlich aus dem Verlust an Gottverbundenheit.

Zu den eindrucksvollsten Stellen des Neuen Testaments gehört die knappe Schilderung des Todes Jesu bei Markus. Dort heißt es: „Jesus stieß einen lauten Schrei aus und hauchte seinen Geist aus (exepneusen)“ (Mk 15,37). Jesu Atem, sein Geist, verband sich endgültig – physisch-real, nicht nur moralisch – mit dem Atem der Welt. Vielleicht haben wir im abendländischen Christentum zu lange und zu sehr auf das Trennend-Unterscheidende geachtet und dabei das die Welt Verbindende und Vereinende, Gottes Geist, übersehen. *Hans Waldenfels*